

Chicago School revisited - Zur Fotografie als stadtsoziologischer Erkenntnismöglichkeit

Frank Eckardt

Chicago, die Stadt sehen

Das ist die Ära der Soziologie: „Sociology has a foremost place in the thought of modern men,“ so lautet der erste Satz, geschrieben im July 1895 in der Nummer 1 des American Journal of Sociology (AJS). Die Etablierung einer neuen Disziplin und eines sie präsentierenden Journals mit diesem Satz zu beginnen, beweist eine erhebliche Portion Vertrauen in die eigene Programmatik. Dass die Soziologie tatsächlich einen privilegierten Platz in den Gedanken der Menschheit damals hatte, war eine mehr als gewagte Hypothese. Wir befinden uns in Chicago und hier werden gerade die Grundsätze für jene Soziologie gelegt, die als „Chicago School“ in die Disziplinengeschichte eingehen wird. Während die anonymen Autoren dieses Statements die Soziologie derart einführen, erobert Frankreich Madagaskar, Italien Abessinien und Russland Turkmenistan. Der Imperialismus ist in vollem Gange und in Deutschland wird die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche eingeweiht. „Approve or deplore the fact at pleasure, we cannot escape it.“ So lautet der Anschlusssatz, mit dem die Soziologie als unausweichliche Notwendigkeit begründet werden soll. Die in Anspruch genommene Selbstverständlichkeit mag uns heute befremden und auf dem Hintergrund eines langen 19. Jahrhunderts in Europa nicht nachvollziehbar sein. Auf dem alten Kontinent ist nach wie vor die Philosophie maßgeblich, Nietzsche verbringt seine letzten Tage, und der Darwinismus und die Naturwissenschaften scheinen als neue Fixsterne auf dem Weg durch turbulente Zeiten, in denen Klassenkampf, Fin de siècle-Stimmung, Elektrifizierung und Massenemigration das Bild der sich konsolidierenden Nationalstaaten prägen. Doch wir sind nicht in Europa, sondern stehen vielleicht an der State Street Bridge, einer jener eindrucksvollen Straßenbrücken über den Chicago River. Das Wasser fließt nicht mehr in den Michigansee, denn dieser wird für die Trinkwassergewinnung genutzt und ab 1900 wird die Fließrichtung umgekehrt, damit die Abwässer der Industrie und Haushalte über den Illinois River in den Mississippi gelangen können. An dieser Stelle hat die Kreuzung der Flüsse dazu geführt, dass aus

einem unbedeutenden Handelsposten das „Tor zum Westen“ für Amerika, Chicago zum Dreh- und Angelpunkt zwischen Holztransporten aus dem Norden und der Ost-West-Zugverbindung wurde. Die Autoren erleben hier das rasante Wachstum einer Großstadt, das sie sich zunächst durch Anleihen an die europäische Denktraditionen zu erklären versuchen, bevor sie ihren eigenen Weg gehen.

Die Ära der Soziologie

Den zitierten ersten Sätzen vom Anfang soziologischen Publizierens folgt eine Einleitung, in der die Herausgeber von der University of Chicago anhand von sieben Thesen ihre Sicht auf die neue Wissenschaft entwickeln. Der Rancher aus Montana, der seine Schafherde sicher über den Winter gebracht hat, kann seine Tiere nicht nach Illinois verschiffen, weil die Unternehmer dort mit den Köhlern, Heizern und Maschinisten keine Einigung über deren Lohn erzielen konnten. Auch der Kumpel in den Minen Nevadas und der Kurier in Pennsylvania müssen erfahren, dass ihr Leben nicht nur von ihrer eigenen Arbeit, sondern von intensiven Beziehungen zu vielen anderen Menschen abhängig ist. In der modernen Zeit, so die erste These, sind diese Abhängigkeiten wesentlich größer als je zuvor:

„Through influences such as these it comes about that the fact of human association becomes a most intimate reality to the great masses of men long before philosophers have begun to learn its import.“

Schon an dieser frühen Stelle grenzen sich diese ersten Soziologen gegenüber der Philosophie ab, der man allerlei vorwirft, die aber auch immer wieder Referenz und Anknüpfungspunkt bleibt. In der zweiten These erfahren wir noch mehr über die Moderne, die nicht nur durch intensivere funktionale Verknüpfung der Menschen gekennzeichnet ist. Vielmehr ist sie eine Beziehung, die sich vor allem durch Konflikte kennzeichnet: „We know just enough about social contacts to regard man as the animal that makes the most trouble for its own species.“ Diese Konflikte können aber nicht mehr irgendwelchen übermenschlichen Kräften oder Naturkräften zugeschrieben werden, sondern sie ergeben sich aus der hohen Verbundenheit der Menschen untereinander. Aus dieser resultiert zugleich, dass Menschen sich darauf einstellen müssen, sich mit den „prejudice, property, or purpose of other men“ auseinanderzusetzen. Diese vielschichtige Anwesenheit der anderen führe auch zu mehr Promiskuität.

In dieser These ist implizit bereits eine Absage an damals virulente karitative Reformideen, denen ein Bild vom an sich guten Menschen zugrunde lag, enthalten. Dies wird, drittens, weiter ausgeführt, und es erfolgt explizit die Abgrenzung gegenüber einem Gesellschaftsverständnis, das von „fixed factors in human conditions“ als Erklärungsgrundlage menschlicher Misere ausgeht. Die Konstanten des Humanen sind schlichtweg irrelevant, es zählt vielmehr das, was Millionen Menschen miteinander aushandeln. Die öffentliche Meinung hingegen werde mit der Auffassung „intoxicated“, dass die Gesellschaft nur das sei, was die Menschen beschlossen, aus ihr zu machen. Interessanterweise wird diese Auffassung als „splendid half truth“ bezeichnet. Man mag dies als eine stilistische Kleinigkeit abtun, die Frage nach der Entscheidungsfreiheit des Menschen ist jedoch eine Grundfrage jener Zeit, die sich auch in den damaligen Diskursen über die Evolutionstheorie entfacht. Einem Determinismus des Gesellschaftlichen wird hier nicht das (halbe?) Wort geredet und späteres Schaffen der Chicago School wäre wohl in dieser Weise zu lesen.

Ausführlicher behandelt werden nun in der vierten und fünften These die Beziehung zu einer als „movement“ bezeichneten Entwicklung, deren Hoffnung größere soziale Gerechtigkeit und die Verbrüderung der Menschen sei. Gemeint ist hiermit sowohl die damalige Sozialphilosophie, als auch der „Zeitgeist“ (Deutsch im Original) jener fortschrittsgläubigen Jahrzehnte. Hierzu nimmt der Text eine pointierte Position ein, indem die Ansichten der populären Sozialphilosophie als nicht wissenschaftlich („not chiefly academic facts“) bezeichnet werden und Soziologie, dies werde zumeist übersehen, nicht das Produkt jener Denkrichtungen sei. Der Bezug zur Gesellschaft wird anders gesehen: „Answering obtrusive questions about society which the ordinary man is proposing every hour.“

Die Repräsentanz der Gesellschaft ist wichtiger als das Geben schneller Antworten, wie sie eben jene „Bewegung der Herzen“ einfordert. In einem längeren Zitat von Herbert Spencer wird dies durchaus als ein Beitrag zur menschlichen Evolution gesehen. Sozialphilosophische und soziologische Sichtweisen unterscheiden sich vor allem in der Methodik und diese, so wird Spencer wiedergegeben, benötige eine Unterdrückung der „riot of imagination and substitution of the order of investigation.“ Methodische Herangehensweise lautet der Begriff, der nicht nur Distinktion gegenüber den Sozialphilosophen, sondern auch Anschluss an die „practical and experimental sciences“ zu versprechen scheint. Strenge und Stärke werden angemahnt, um „minute details into comprehensive structures“ integrieren zu können. Das Ziel dieses Vorgehens ist die Entdeckung universalistischer Gesetze, die die Ähnlichkeit von Gesellschaft und Natur vom Prinzip her als Grundan-

nahme voraussetzen: „Founding a school of classifiers and abstractors.“ Aufgegriffen wird, in einem überlangen Zitat von Benjamin Kidd, eine Rezeption der Arbeiten von Karl Marx – trotz seiner Fehler –, in der dessen Mehrwerttheorie als beispielhaft („no science of society in any larger sense than his, to which the world could look for help and guidance“) dargestellt wird, weil er die menschliche Gesellschaft durch (ökonomische) Gesetzmäßigkeiten zu erklären versucht.

Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über die Gesellschaft ist also die ausformulierte Programmatik der Chicagoer Soziologen, und deren Wissenschaftsverständnis reflektiert nicht mehr und nicht weniger als den allgemeinen erkenntnistheoretischen Diskussionsstand, der von der Biologie zu jener Zeit dominiert wird. Dies wird noch deutlicher im zweiten Artikel der ersten AJS-Ausgabe, in der der Platz der Soziologie in der Wissenschaft dargestellt wird und diese als „difficult as well as most important field of human thought“ wiederum durch ihr methodisches, klassifizierendes und ordnendes Vorgehen gekennzeichnet sei. Hier wird die Soziologie zwar als jüngste Disziplin begründet, doch nach wie vor sei sie vor allem Philosophie, wobei allerdings auch diese nicht mehr auf Annahmen sondern Tatsachen beruhen dürfe.

Es verwundert daher nicht, dass das Laboratorium als der eigentliche Ort betrachtet wird, der nun als der neue Tempel der Philosophie gesehen wird, in dem es Opfer zu erbringen gelte und in der die Wahrheiten zu purifizieren seien (6. These). Das Journal, so siebtens, zeichnet Amerika als das Land aus, an dem alles Wissen sich in größere Maßstäbe einordne. Methode gilt zudem als Ausweis eines amerikanischen Genius, der sich unorthodox mit der Wahrheit auseinandersetzt. Das Journal soll deshalb auch grenzüberschreitend Diskussionen leiten, damit der „largest possible view of rights and duties as citizens“ sich ermöglichen lasse. Die Zeitschrift hat sich deshalb das Ziel gesetzt, die Soziologie in die Alltagssprache zu übersetzen. Die eigene Weisheit dem Blick des einfachen Menschen zu unterwerfen, inwieweit sie „true to life“ sei, ermögliche der Soziologie ihren Einfluss in der Gesellschaft.

Eine letzte Abgrenzung wird am Textende gegenüber der ebenfalls im Aufbau befindlichen christlichen Soziologie betrieben. Die Frage, was man von ihr halte, wird kurz und in einem Wort beantwortet: verdächtig. Stattdessen wird betont, worum es dem Journal eigentlich gehe, nämlich um die Beförderung einer Entwicklung, in der eine gerechte und angemessene Sozialphilosophie, notabene: nicht Soziologie, und ein Element der Kraft und der Unterstützung für jedes weise Unternehmen, in dem das Gute der Menschen gesichert werde, einen Ort für den Austausch suchen.

Fotografiegeschichte(n)

Als die erste Ausgabe des American Journal of Sociology erschien, geschah dies nicht nur inmitten einer rasanten Phase der Stadtentwicklung, in der Chicago in wenigen Jahrzehnten (1850: 29.000; 1890: 1 Million, 1910: 2 Millionen und 1920: 3 Millionen Einwohner) einen Prozess durchlebte, für den es ihn der modernen Geschichte bis dato keinen Vergleich gab. Es war auch die Zeit, in der der technische Fortschritt und damit eng verbunden, eine positive und fortschrittsbetonende Wissenschaftlichkeit tonangebend in den intellektuellen Diskursen wurde. Diese lassen sich als Melange aus tatsächlichen Erkenntnisfortschritten, kultureller Modernisierung, sozialer Konfliktlagen und einem resistierendem Traditionsbewusstsein (Kirche, Moral, autoritärem Staat, intellektuellem Konservatismus) beschreiben. Vor deren Hintergrund bildete sich eine Allianz alljener heraus, die sich mit dem ‚Neuen‘ in positiver Weise beschäftigten. Diese Verbundenheit lässt sich nicht in organisatorischen oder programmatischen Assoziationen nachweisen, sondern sie beruht auf diskursiven Anleihen, persönlichen Begegnungen und einem geistigem Cross Over, das noch vor der weiteren Ausdifferenzierung der Wissenschaften des 20. Jahrhunderts stattfand und zu erheblichen Vermischungen, Konfusionen und aber auch Bereicherungen führte. In der Rückschau erscheinen daher viele Protagonisten als ‚Universalgelehrte‘. Das ist in der Hinsicht falsch, da es eine schon damals vorherrschende deutliche Etablierung der Wissenschaft(en) impliziert, die sich aber erst langsam entfaltet.

Die Situation des 19. Jahrhunderts ist von daher nur nachzuvollziehen, wenn wir die retropektive Klassifizierung außer Kraft setzen und eher von einer gewissen Stimmung ausgehen, die sowohl diejenigen betraf, die wir heute als ‚Künstler‘ bezeichnen, als auch jene, die das strenge Auge von heute als ‚Wissenschaftler‘ durchgehen lässt. Für die damalige Zeit war es nicht erstaunlich, dass etwa August Strindberg die Vergabe des Nobelpreises an das Ehepaar Curie kritisierte. Mit dem Naturalismus, der ersten paneuropäischen Literaturbewegung, fühlte man sich dem Versuch der Wissenschaftler, die (gesellschaftliche) Wirklichkeit abzubilden und dadurch auch zu erklären, mehr verbunden als mit der tradierten Literatur.

Das Bedürfnis, die Wirklichkeit lebensnah darzustellen, stellt also ein Motiv dar, das weit über die heute als Wissenschaft kanonisierten Gedankenwelten hinaus in den modernen Gesellschaften kursierte. Vor diesem Hintergrund ist auch die Entdeckung, Verwendung und Weiterentwicklung von Technologien zu betrachten, die wir heute unter den Begriff der ‚Fotografie‘ subsumieren, der aber ebenfalls a posteriori eine Grenzziehung darstellt, die sich zu jener Zeit noch nicht verfestigt hatte. Die unterschiedlichen technischen In-

novationen, mit denen Bilder in verschiedensten Lebensbereichen hervorgebracht wurden, lassen sich nicht als eine pfeilgerade Fortschreibung der modernen Sehweisen vom mit der Hand gemalten oder gezeichneten Aquarell zum mechanisierten Foto beschreiben. Die Modernisierung der Sichtweisen, sowohl des Betrachters als auch des Betrachteten, fanden an einer Schnittstelle von Kunst, Wissenschaft und Technologie statt, die ihre eigene Dynamik entfalten sollte und die Sicht-Relationen einführt, die eine neue Ordnung der Betrachtung installiert (Crary 1996). Eine entscheidende Dimension dieses modernisierten Blicks ist die Neuausrichtung des Abstandes, der eine Beurteilung von Vorder- und Hintergrund ebenso voraussetzt wie die Auswahl des Rahmens und die damit verbundenen Wahloptionen der Blenden (Krauss 1998). In dieser Weise folgt die Fotografie weitgehend den Vorgaben der westlichen Malerei, doch im Gegensatz zu dieser verfolgen die meisten Anwendungen eine andere Intention. Sie lösen sich aus der Tradition des Stilistischen und Künstlerischen im Laufe der technischen Ausreifung der Fotografie und folgen dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts in seinem Bestreben, eine versachlichte Sichtweise und eine positiv-positivistische Ordnung in allen gesellschaftlichen Bewegungen des Fortschritts einzurichten (Thomas 1997).

Wie der literarische Naturalismus seine Darstellungen mit dem Ziel der Wirklichkeitstreue sprachlich und szenisch versuchte umzusetzen, so bemühten sich auch die ersten Fotografen, ihre technischen Entwicklungen in der Weise anzupreisen, dass sie die Wirklichkeit besser als etwa die Zeichnung abbilden können. Dieser Wettkampf um Realitätsgenauigkeit entspricht dem Duktus, den die AJS-Autoren mit ihrer Betonung von Methode, Fakten, Klassifizierungen und Gesetzen zum Ausdruck gebracht haben. Es verwundert daher wenig, dass sich diese Schnittmenge zwischen literarischem Realismus (Carl Sandburg), modernem Wissenschaftsverständnis und Fotografie als avancierte Methode auch im *American Journal of Sociology* widerspiegelt. Wer die Ausgaben dieser Zeitschrift bis zum Ersten Weltkrieg durchblättert, wird etwas sehen, was heute in keiner soziologischen Fachzeitschrift mehr zu erblicken ist: Fotografien.

Smoky Pilgrims

In der Januarausgabe des Jahres 1897 beginnt ein Artikel von Frank W. Blackmar von der University of Kansas mit der Begründung für sein Interesse an den „Smoky Pilgrims“, dass es schließlich ja nicht nur in den Städten soziale Probleme (social evils) gebe. Der Autor beschreibt aus seiner Sicht

die Lage in den Kleinstädten und Dörfern und auf der dritten Seite erscheint das erste Foto. Die Unterschrift lautet „Fig. 1. – Habitation No. 1“. Zu sehen ist eine dürftig zusammengehaltene Holzhütte mit einem kleinem Vorraum und einer größeren Aufenthaltsgelegenheit dahinter. Ein Fenster, ein Fass am linken Bildrand und wenige Gerätschaften an der rechten Seite. In der Bildmitte befinden sich vier Personen, offenkundig eine Familie, mit zwei Hunden. Die Personen – zwei Kinder und das Ehepaar – schauen in die Richtung des Fotografen, die Mutter lacht ihm zu. Auf der nächsten Seite wird die „Habitation No. 2.“ abgebildet, wobei das Foto in gleicher Weise arrangiert wird und die Holzhütte hier nur einen vielleicht etwas aufgeräumteren Eindruck macht.



FIG. 3.—Habitation No. 2.

Zwei Seiten weiter erfährt dann der Leser Genaueres über die Umstände dieser Aufnahmen, zumindest mit Hinsicht auf die äußeren Umstände. Der Ort wird mit „L___, Kansas“ nur angedeutet und nicht benannt. Die Behausung wird als heiß im Sommer (Zinnblechdächer) und kalt im Winter beschrieben. In der „Habitation No. 1“ ist der Wohnraum auf 14 x 16 beschränkt (eine Längeneinheit wird nicht angegeben, also ist das amerikanische Maß Feet voranzusetzen). Der Innenraum, der sich nicht über die Fotografie erschließt, wird kurz beschrieben. Ein Porträt von Abraham Lincoln hängt neben anderen billigen Bildern. Die Miete beträgt 25 Cent pro Monat. Ähnlich die Darstellung von „Habitation No. 2“ aus der „P___ street“. Das Wasser-

problem und die Beziehung zur Umgebung, auch der Kontakt zwischen beiden Familien werden erwähnt. In einem nächsten Abschnitt über „Family Groups“ ist eine Frau zu sehen (Fig. 3 – T----), die wahrscheinlich bei besserer Bildqualität mit einem Familienmitglied der vorherigen Fotos zu identifizieren wäre. Die Frau blickt ernst in Richtung der Aufnahme und hat in sitzender Haltung ihre Hände vor sich gefaltet. Sie ist deutlich in Würde dargestellt. Diesen Eindruck vermitteln ihre sitzende Position und die Kleidung. Aus heutiger Sicht zumindest sind die Hände und das Gesicht der Frau einprägsam und drücken ein hartes Leben und Einfachheit aus, wofür man heute vielleicht den Begriff ‚bäuerlich‘ verwenden würde.

Der Text stellt das Besondere dieser Menschen heraus, das sich an die vorhandene Stigmatisierung dieser Familien anschließt. Die Bezeichnung „Smoky Pilgrims“ etikettiert diese Menschen aufgrund ihrer „dusky color and their smoky and begrimed appearance“ (Blackmar 1897: 491). Ihre Beziehungen untereinander werden als locker bezeichnet. Es seien Menschen, die „odd jobs“ suchen, etwa als kleine Diebe, Bettler oder Prostituierte. Zusammengefasst: Diese Menschen seien „shiftless, helpless, and beyond hope of reform.“ Der Autor greift auf diese Weise die bestehenden Stereotype auf („they are known as“) und beginnt seine eigenen Beobachtungen wiederzugeben. Er erzählt vom Tod des Vaters der zweiten Familie und dem geringen Erbe, mit dem nun die Mutter die Familie über Wasser halten muss.

Im folgenden, längsten und abschließenden Kapitel mit dem Titel „Personal characteristics“ werden die einzelnen Personen beschrieben und auch abgebildet. Auf den sechs Fotos sind sie zumeist zu zweit abfotografiert worden, wobei sich sowohl die Art und Weise des Arrangements der Personen (in Positur gesetzt, gut gekleidet, in die Richtung der Kamera schauend) und die anonymisierte Untertitlung wiederholen. Ein Junge ist zweimal und ein anderer (grimmig schauend) allein aufgenommen worden. Im Text erfolgt eine Personenbeschreibung („His eyes are weak“), wobei diese sowohl auf das Bild als auch auf die Beobachtung des Autors basiert ist. Das Verdikt über den Vater der ersten Familie ist hart. Er stiehlt, ist faul, mental unbrauchbar und bettelt: „About all that can be said is that some day he will die and be buried and not be missed by the body of toilers“. Über die Töchter werden irreguläre sexuelle Beziehungen behauptet, die Söhne gehen unregelmäßig zur Schule und haben Probleme mit der Polizei. Für den dritten Sohn und die zweite Tochter sieht Frank W. Blackmar noch Hoffnung. Über das Foto des zweiten Kindes in der Habitation No. 2 erfahren wir:

„Being photographed was an important occasion in his life, and in posing for his picture he somewhat distorted his usually bright countenance by an attempt to look serious.“

Diese Aussage ist insofern interessant, weil sie über die Art und Weise des Fotografierens Vermutungen zulässt. Es scheint dem Autor offensichtlich darum zu gehen, einerseits Wirklichkeit abzubilden und Wahrheitstreue zu erzeugen, andererseits scheint das Foto nicht in der Weise ‚original‘ zu sein, dass lediglich ein Augenblick (der versuchte Ernst des Kindes) eingefangen werden soll, sondern diese Aufnahmen sollen eine allgemeine und über den Moment hinausreichende Wahrnehmung wiedergeben. Die Fotografien sollen zeigen, wie es wirklich ist und eine Repräsentation herstellen, die eine allgemeine Wahrheit zum Ausdruck bringt. Der Fotografierte soll in diesem Sinne nicht die Gelegenheit erhalten, sich in der Weise zu repräsentieren, wie er es für sich für angebracht hält, sondern es handelt sich um einen souveränen Akt des Forschers, um für die Wahrheitsgetreue einzustehen. Offensichtlich fühlt sich Blackmar hierfür zu bürgen verpflichtet und Abweichungen in dieser Form dem Leser mitzuteilen. So wie die Menschen auf dem Foto aussehen, sehen sie ansonsten immer aus. „The other photographs are true to life“ wird an dieser Stelle deshalb ausdrücklich versichert.

Der Artikel endet mit einer Diskussion um die Frage, warum es diesen Familien erlaubt werde, in solchen Umständen zu leben. Der Autor betont, dass es sich um eine Anpassung an widrige Umstände handelt. Er weiß auch, was zu tun ist. Die Menschen müssen ordentliche Häuser erhalten und auf die „County Poor Farm“ geschickt werden, wo sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen sollen. Der Schulunterricht sollte sich verbessern, aber – so wird ermahnt eingewandt – die Kinder sollten nicht auf die Reformschulen von Kansas geschickt werden, sonst landen sie früher oder später doch noch im Gefängnis. Die schwierigste Aufgabe aber sei es, die Moral dieser Menschen zu ändern und dies sei wiederum notwendig, weil diese Schwachen ansonsten das Werk der Starken und somit die soziale Evolution zerstören könnten. „Social sanitation“ sei das Schlüsselwort und die letzten Zeilen des Beitrages verraten somit eine Nähe zum biologischen Diskurs jener Zeit, wie er schon programmatisch in der ersten Ausgabe nachzuvollziehen war.

Mehr Fotografien

Bis zum Ersten Weltkrieg lassen sich auch in den weiteren Ausgaben des *American Journal of Sociology* viele Fotografien betrachten. In der fünften Ausgabe werden Außen- und Innenaufnahmen eines Hull Houses, einem Treffpunkt verschiedener Arbeitervereine, präsentiert. Ordentliche Zimmer und Schlafgelegenheiten, lachende Kinder und Klavier spielende Frauen unterstreichen das Anliegen des Autors, die Sinnhaftigkeit eines solchen Orts zu

behaupten. Nicht die Lösung der Probleme, sondern der Austausch der Menschen untereinander sind das ‚Herz‘ dieser Institution, die auf einer erstaunlichen Weise den amerikanischen Geist repräsentiere. Die Hoffnung auf den sozialen Mix, bis heute die stärkste Chiffre für eine klassenlose Stadt, rundet die Darstellung ab:

„It must help that direct human touch of richer with poorer, wise with simple, learned with untaught, dynamic with static which has for its aim the realization by all the children of their kinship with the great family.“

In gleicher Weise argumentiert und arbeitet E.C. Moore in seinem Artikel über den sozialen Wert des Saloons (Nr. 3, Juli 1897). Schwieriger ist hier die Argumentationslage: Es gäbe ja in der Tat „evils“ (Alkoholmissbrauch) genug, aber dies sei schließlich nur die halbe Wahrheit. Und dass der Mensch, auch und gerade der, der nicht über andere Gelegenheiten verfüge, seine Trauer und Schuld vergessen können muss, sei die andere Seite der Medaille. An diese reformorientierten Artikel schließt sich der zweiteilige Beitrag von John R. Commons über ein Wohn- und Erziehungsprojekt im Staat New York, der sogenannten Junior Republic, an (in den Ausgaben November 1897 und Januar 1898). Auffallend ist in diesen Beiträgen, dass es zum ersten Mal eine nicht-anonymisierte Fotografie gibt, mit der wohl der Sozialreformer W. R. George geehrt werden sollte. Des Weiteren wurden Fotografien aufgenommen, die in einer veränderten Weise (rund in einem viereckigen Rahmen) und mit Handlungen typisierenden („Ditching“, „Farming“ etc.) oder aber als repräsentativ verstandenen Unterschriften („A pauper“) versehen werden. Eine direkte Bezugnahme auf konkrete Personen wie in den ‚Smoky Pilgrims‘ wird in diesen Beiträgen nicht mehr hergestellt und es findet sich dort auch keine Aussage mehr zu den Umständen des Fotografierens. Auch in dem nächsten bilderhaften Beitrag über eine Reformschule in Elmira geht es um ein Vorbildprojekt, wobei auf diesen Bildern lediglich Modelle für Holzarbeiten u. ä. gezeigt werden und somit keine Menschen. Hier und wie im nächsten Beitrag werden auch andere methodische Zugänge miteinander vermischt. Paul Monroe inspiziert die National Cast Register Factory in Dayton, Ohio und betont, dass sein Artikel über „Possibilities of the Present Industrial System“ (Mai 1898) „is not based upon a personal acquaintance with the employer, but upon inspection of the work and conversations with employes“. Als Begründung führt er an, dass Arbeiter und Unternehmer schließlich gemeinsam für das bestehende Böse verantwortlich seien.

In dieser Fabrik, in der 1.700 Menschen zu jener Zeit Arbeit fanden, werden jeden Tag 400.000 mechanische Vorgänge vollzogen. In seiner Innenperspektive auf dieses Unternehmen zeigt uns der Autor den Schulungsraum, die Stechkarten, den Kontrollraum, die Binderei, den Pausenraum, das Bad für junge Frauen und den nahe gelegenen Kindergarten, um sich dann vor allem mit dem Garten, der Landschaft und einem Begrünungsvorschlag (alt-neu, in gezeichneter Form) zu beschäftigen. Ein anonym der Sozialist wird mit den Worten: „That is all I mean by socialism“ zitiert und die Argumentation kulminiert in dem Schlusssatz „It pays to be just“.

In technischer Hinsicht ist wiederum der Beitrag von Charles Zueblin über Kinderspielplätze in Chicago (September 1898) interessant, weil dort die Fotomontage eingeführt wird, die vor allem den Vorher-Nachher-Vergleich „unequipped and equipped“ ermöglichen soll. Die jeweils vier Fotografien sind versetzt in einen Rahmen gestellt worden und erlauben insgesamt für jedes einzelne Bild eine deutliche Identifikation. Die Überlappungen betreffen nur den ‚leeren‘ Raum über den Spielplätzen. Wichtig ist dieser Beitrag allerdings auch noch in zwei anderen Aspekten: Es ist der erste Beitrag im *American Journal of Sociology*, in der eine Karte von Chicago, mit allen öffentlichen Spielplätzen, abgedruckt wird. Außerdem ist es bemerkenswert, dass dieser Artikel zwar Schwierigkeiten und Mängel in der Versorgung und Ausstattung der Nachbarschaften und Schulen mit Spielplätzen benennt, es aber einem folgenden Artikel über die „Movement for Small Playgrounds“ überlässt, um sozialreformerische Ansätze darzustellen.

Programmatik und Wirklichkeit

Diese Arbeitsteilung zwischen Beschreibung und Interpretation, wie sie auch am Anfang der *AJS* und der *Chicago School* programmatisch angedacht und begründet wurde, lässt sich in den Beiträgen nicht stringent nachzeichnen. Deshalb ist auch der Kontext der aufgenommenen Fotografien nicht als a priori dokumentarisch im Sinne einer wissenschaftlichen Objektivitätssuche zu verstehen, wie sie sich in den damals entwickelnden und auch als Vorbild für die Soziologie Pate stehenden Wissenschaften und deren Bildverständnis abzeichnete (Daston/Galison 2002). Andererseits wäre es wiederum falsch, die Verwendung der Fotografien nur im Zusammenhang mit sozialreformerischer und humanistischer Intentionalität zu analysieren. Sicherlich ist es so, dass sich die Fotografie auch und eben in ihrer Dokumentationsfähigkeit in einen sozialkritischen Kontext befand, der zu jener Zeit insbesondere in den Arbeiten von Jacob August Riis und seinem 1890 erschienenen Bildband

„How the Other Half Lives“ über die Slums und die Lebensumstände der Einwanderer von New York Einfluss gewann (Lane 1974). In den ersten Jahren des AJS kann man diese Art der Sozialkritik, wie sie auch später von Lewis Hine mit seinen Fotografien über Kinderarbeit als Form der Anklage sozialer Unterschiede prominent weiterentwickelt wurde, nicht nachvollziehen. Es lag den Autoren mehr daran, die Bilder als Beispiele der sozialen Wirklichkeit zu repräsentieren. Die sozialreformerisch-moralische Anklage stand dabei nicht im Mittelpunkt, sondern vielmehr fungierten sie bestenfalls als Nachweis oder Illustration für bessere Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Letzteres lässt sich neben den schon erwähnten Beispielen auch etwa in dem zweiteiligen Artikel über Impfschulungen in Chicago (November 1898) bestätigen.

Fünf Jahre später folgte ein ähnlicher Ansatz in „A New Idea in Social Fraternity“, in dem etwa Bilder eines musizierenden Arbeiters und eines adretten Mädchens in einem Hinterhof die Argumentation für mehr und neu organisierte Brüderlichkeit untermauern sollten. Stärker und expliziter sozialkritische Beiträge lassen sich durchaus in den Ausgaben der AJS in jenen Jahren finden, doch ihre Verwendung von Fotografien scheint mit großer Vorsicht zu geschehen. In einem von Annie Marion MacLean verfassten Beitrag über die „Sweat-shops in Summer“ wird zwar ein fünfzehnjähriges Mädchen („who runs a machine all day“) abgebildet und auch die überladenen Jungen, die als Mantelträger arbeiten, sprechen eine eindeutige Sprache. Dennoch sind diese Aufnahmen mit einer gewissen Zurückhaltung aufgenommen worden, die die Schärfe der sozialkritischen Fotografie in der Journalistik nicht annähernd erreicht. Hinzu kommt, dass Fotos hinzugefügt werden, die schon fast betont wenig Moralität ausstrahlen.

Insgesamt werden aber in den späteren Jahren immer weniger Fotografien verwendet. Zum Teil ist der Umgang mit dem neuen Medium recht unbedarft und eher naiv. Dies wird insbesondere in jenen Artikeln deutlich, die eher einen kuriosen Beitragstitel tragen. Zu nennen sind etwa „The First German Municipal Exposition“ (1904) mit Bildern von den Dresdener Elbterrassen, „Kentucky Mountains and Their Feuds“ (1901), dort z.B. „Moonshine still cut up by officers who killed the man running it and mortally wounded his confederate“, „The World’s First Sociological Laboratory“ (1899) mit touristisch anmutenden Aufnahmen von Edinburgh oder „Around the Island on Cebú on Horseback“ (1903) mit exotischer „Typical Scenery“. In dem vom belgischen Soziologen A. F. van Schelle verfassten Artikel über die Psychiatrie in Mexiko („A City of Vagabonds“, Juli 1910) sind bezeichnenderweise keine Fotografien von den dort lebenden Menschen aufzufinden. Der Artikel verkörpert damit eine sich bereits abzeichnende Abkehr von der repräsentati-

ven Personendarstellung der ersten Jahre und dennoch wird die Fotografie nach wie vor als wichtige Darstellungsform begründet: „A glance at the accompanying illustrations will give a better idea than can a description.“

Die Verwendung der Fotografien hat sich in den betreffenden Jahren in der Weise gewandelt, dass sie als eine Methodik unter anderen in die Untersuchungen integriert wird. Die ursprüngliche Einheit von Text und Bild, ihre Reziprozität, wird aufgebrochen bzw. um Statistiken und andere Materialien (Karten vor allem) erweitert. Die direkte Beobachtung und der unvermittelte Kontakt mit den betroffenen Menschen, d.h. die Teilnahme an ihrer Wahrnehmung und deren Artikulation im Gespräch, bilden für die anderen empirischen Zugänge den integrierenden Rahmen. Selten wird ein Artikel aufgrund einer allgemeineren, explizit aufgegriffenen Debatte oder mit Verweis auf eine theoretische Fragestellung motiviert. Fußnoten werden deshalb auch erst nach der Jahrhundertwende mehr als vereinzelt verwendet. Die Akademisierung der Beiträge hat aber nicht per se das Foto aus den Artikeln ausgeschlossen, im Gegenteil. In dem dreiteiligen Beitrag zu „Some Social Aspects of the Chicago Stock Yards“ (September 1901, November 1901, Januar 1902) werden die Lebensumstände der HOG Budgers in den Schlachthöfen der South Side anhand von 36 Fotografien dargestellt. Die Distanz zu einzelnen Personen wird in allen Abbildungen aufrecht erhalten, wenn überhaupt Orte mit Menschen abgebildet werden. Vorherrschend werden Orte als Lebensräume wiedergegeben und Situationen vorgestellt, die als typisch für die Lebenssituation gelten können: „Life becomes a wild, sodden sicking, inhuman, and infinitely tragical struggle“.

Die Stärke dieser Untersuchung liegt in ebenjenem Mix aus verschiedenen Zugängen, die wir heute als Methodenvielfalt bezeichnen, die sich aber damals eher aus einem moralisch motivierten Erkenntnisinteresse zwangsläufig ergab. Die Aufnahme der Fotografie in den ersten Artikeln der *AJS* hat diese geistige Offenheit vielleicht mitproduziert. In dieser Weise kündigt sich mit dem darauf folgenden veränderten Fotografieverständnis, die Fotografie als eine Erkenntnismöglichkeit eher denn als Illustrationsmaterial, wieder eine stärkere Annäherung an das angekündigte Wissenschaftsideal der Nullnummer an. Dies erlaubt es den Soziologen in der Tat, politisch (und auch menschlich) schwierige Themen wie die Situation der ehemaligen Sklaven in den Südstaaten („Education in the South“, 1904) und dann ab 1910 die große Untersuchung über die Wohnungssituation in Chicago zu realisieren. In dieser zehnteiligen Artikelserie haben die Autoren in jeder Hinsicht die Programmatik der Chicago School fast schulbuchhaft umgesetzt und dabei eine Sachlichkeit, Methodensouveränität und Aussagekraft entwickelt, die in dieser Form nicht wieder erreicht werden sollte. Den Hintergrund bildet eine

Anfrage des Chief Sanitary Inspector of Chicago und ein demfolgendes Forschungsprojekt der Russel Sage Foundation. Die Wohnungssituation in Chicago wird nach verschiedenen Nachbarschaften (z. B. „South“), Familienstand und ethnischer Kategorisierung („Slovacs“ etc.) vollzogen. Empfehlungen werden nur andeutungsweise geäußert. Den Arbeiten unterliegt ein deskriptives Forschungsverständnis und sie werden offensichtlich von einem Team getragen. Nicht zuletzt dieses Forschungsprojekt hat den Eindruck einer „School“ entstehen lassen, in der gemeinschaftlich eine programmatische und methodisch identifizierbare Institutionalisierung Platz gefunden habe.

Visuelle Soziologie

Die Artikel über die Wohnungssituation in Chicago stellen zugleich den Höhe- als auch den Endpunkt einer Fotografie integrierenden Soziologie dar. Aus dem American Journal of Sociology sind nach dem Ersten Weltkrieg Fotografien weitgehend verschwunden und es hat sich eine Tradition entwickelt, in der die Abwesenheit visueller Daten in sozialwissenschaftlichen Zeitschriften nun als natürlich empfunden wird. So wie es für die ersten Autoren des AJS selbstverständlich war, nicht über ihre Fotografie zu reflektieren, so wenig wurde die heutige Bilderfeindlichkeit jemals argumentativ begründet. Zu vermuten sind tiefer liegende Selbstzweifel an der eigenen Wissenschaftlichkeit, wie ebenfalls die ethische Ausrichtung vieler Chicagoer Pioniere nicht mehr vermittelt werden konnte.

Dies betrifft zumindest den Mainstream der Sozialwissenschaften. Insofern von einer Fortsetzung der Chicago School nach dem Zweiten Weltkrieg die Rede sein kann, so hat sich diese in unterschiedlicher und zum Teil widersprüchlicher Weise entwickelt (Fine 1995). Erstaunlicherweise haben sich auch jene Autoren, die man dem Symbolischen Interaktionismus zurechnen kann, nicht nennenswert mit der Fotografie als Methodik auseinandergesetzt. Als wichtige Ausnahme erscheint hier allerdings Howard S. Becker, der im Jahr 1951 in Chicago promovierte und sich lange Zeit eher als Jazzpianist verstand und sich wenig mit der Tradition des Instituts identifizierte. Als Kollege von Blumer, Hughes und Wirth und als Autor des zum soziologischen Klassiker avanciertem „Außenseiter“ und Theoretiker des „Labelling Approaches“ ließ ihn seine Arbeit quasi in natürlicher Weise eine Nähe zur qualitativen Forschung finden, wodurch er sich nicht einer Tradition verpflichtet, sondern der Chicago School in ihrer pragmatischen Kollaborationsweise verbunden fühlte (Becker 1999).

Trotz der intensiven Reflexion über die qualitative Forschung und deren Anwendung in den eigenen Projekten, hat Becker erst zu Anfang der siebziger Jahre den Weg in die Fotografie gefunden. Ausschlaggebend war wahrscheinlich die Einbindung in ein Projekt über die „Culture of Civility“ im damaligen San Francisco (Becker/Horowitz 1971). Ziel war es zu erklären, warum sich diese Stadt von anderen Metropolen in Amerika unterscheidet, wobei die offensichtliche Toleranz gegenüber deviantem Verhalten im Zentrum der Argumentation steht, der in einem nachfolgendem „Photographic Portfolio“ (von Michael Alexander) nachgegangen wird. Nach jahrelanger intensiver Nutzung der Fotografie für unterschiedliche Vorhaben beginnt sich auch Becker mit diesem Medium in kritischer Weise auseinanderzusetzen. Ihm geht es dabei oftmals darum zu zeigen, dass das Fotografieren in vieler Hinsicht keinen anderen Schwierigkeiten unterliegt als beispielsweise das Interview. „Worrying over the difficulties of photographic work can revitalize our thinking about problems of method and epistemology.“ (Becker 1979: 8)

Durch seine Beiträge für die Errichtung der Visual Sociology ist Becker in den folgenden Jahren zu einer wichtigen Referenz für all jene Soziologen geworden, die sich wieder mit Hilfe der Fotografie ihren Fragestellungen widmen wollen. In seiner Theoretisierung der Fotografie rekonstruiert er zunächst die Kategorisierungen der Fotopraxis als soziale Konstruktionen, die in der Praxis nicht in purer Form zu finden seien (1998). Um jedoch eine Orientierung zu ermöglichen, werden die Begriffe „Dokumentarfotografie“, „Fotojournalismus“ und „Visuelle Soziologie“ eingeführt. Begründet werden kann diese Begriffswahl durch unterschiedliche historische Herkunftskontexte und dementsprechenden gesellschaftliche Verankerungen. Der Fotojournalismus operiere im Rahmen journalistischer Produktion und reproduziere deshalb eher erzählbare Handlungen, die im vorgegebenen Raum einer Zeitung einzuordnen sind und an den vorhandenen Diskurs mit seinen blinden Flecken und Vorurteilen anschließen. Sie entsprechen der Rezeptionserwartung, demnach im Journalismus nur wenig Platz für ambigüine und wenig komplexe Aussagen vorhanden ist, so dass die Leser ‚schnell‘ und in Eindeutigkeit die Bilder lesen können. Die Dokumentarfotografie hat sich, so Becker, aus einer sozialreformerischen Bewegung heraus entwickelt und überschreitet die Grenzen journalistischer Arbeit. Obwohl diese sich mehr Raum erlauben kann, um ein Sujet abzubilden, bleibt sie dennoch einem breiterem Publikum und in ethischer Weise einer sozialen Verantwortung verpflichtet. Dies ist heute weniger offensichtlich und wohl auch de facto möglich als zu Zeiten von Atget, Sander, Hine oder Riis, so dass die fotografische Dokumentation sich in ihrer explorativen Weise unterschiedlichsten

Themen zuwendet. Die Visuelle Soziologie hingegen versteht sich als eine akademisch motivierte Profession, wobei im Gegensatz zur Anthropologie und Ethnographie die Fotografie nicht als eine übliche Methodik im eigenen Fach angesehen wird:

„Using visual materials seems ‚unscientific‘, probably because ‚science‘ in sociology came to be defined as being objective and neutral, just the opposite of the crusading spirit which animated the early muckracking work, itself intimately tied to photography.“ (87)

Becker wendet gegen diesen Pauschalvorwurf der Unwissenschaftlichkeit in der Soziologie ein, dass in anderen Wissenschaften die Verwendung der Fotografie einen hohen und anspruchsvollen Status eingenommen hat. Er gesteht ein, dass es der Überzeugungsarbeit bedarf, um zu zeigen, dass es sich nicht nur um schöne Bilder, sondern um wirkliche Soziologie handelt. Wie Douglas Harper unterstreicht Becker, dass die Visuelle Soziologie einen sichtbaren Beitrag zu aktuellen Forschungsfragen in der Soziologie leisten muss. Dies ist seines Erachtens am besten möglich in der Erforschung sozialer Interaktionen, der Präsentation von Emotionen, für Studien materialisierter Kultur oder um zusätzliche Informationen in Interviews zu erhalten. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen diesen drei unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen von Fotografien liegt in ihrer Kontextualität. Dabei ist zunächst eine textliche Verdeutlichung des jeweils abgebildeten Kontextes ein oftmals deutliches und sicheres Signum einer soziologischen Auseinandersetzung mit dem Visuellen. Dennoch ist der Kontextbezug nicht unbedingt durch Textlichkeit leistbar, sondern beruht vielmehr auf der Schulung des Betrachters. Wie Becker am Beispiel der Arbeiten von Robert Frank darstellt, ergibt sich der soziologische Blick auch,

„because the images themselves, sequenced, repetitive variations on a set of themes, provide their own context, reach viewers what they need to know in order to arrive, be their own reasoning, at some conclusions about what they are looking at.“ (89)

Pictural Turn

Die Argumentation Beckers in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus und der qualitativen Forschung will es den Soziologen ermöglichen, an eine weitgehend textlastige Konzeption der Sozialwissenschaften anzuknüpfen und fühlt sich unter dem Verdikt der Wissensproduktion durch Wor-

te gezwungen, seine Bildproduktion als eine alternative und teilweise auch bessere Forschungsstrategie zu legitimieren. Nicht in Frage gestellt wird dabei allerdings die Grundannahme sozialwissenschaftlicher Textlichkeit, die erst zur Vorherrschaft des Wortes vor dem Bild geführt hat. Die grundlegende Logik, wonach Erkenntnis in Wittgensteinscher Nachfolge vor allem als Sprache besteht, ist tiefverwurzelt in der Wissenschaftstradition der Moderne, deren historische Anfänge nicht zufällig mit dem Buchdruck verbunden sind.

Das textbasierte Wissenschaftsverständnis, wie es sich insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften etabliert hat, steht aber insgesamt in Zweifel. Nicht zuletzt der Paradigmenwechsel in der Neurobiologie hat das Bild wieder als einen bevorzugten Erkenntnisweg nahe gelegt. Eher vorgebrachten Anmerkungen des philosophischen und geisteswissenschaftlichen Diskurses hatten bislang nicht die Schlagkraft, die die neurologische Einsicht zustande bringt, indem sie bleibenden medialen Formen menschlichen Erinnerns, Erkennens und Wahrnehmens in erster Linie als Bilder und visuelle Symbole – und eben nicht in Form von Sprache – identifiziert hat (Roth 1998). Die Argumentation führt in verschiedene Richtungen. Zunächst ergibt sich eine erhöhte Aufmerksamkeit für das Bildliche in der Textualität, etwa die metaphorischen Formen und den Verörtlichungszwang allen Sprachlichen. Die Feststellung, dass Sprache ebenfalls auf bildlichem Denken beruht, irritiert in dem Sinne, dass mit der verbleibenden Bildlichkeit die Stärke sprachlicher Darstellungen, die Konstruktion eines Narrativs, untergraben wird (De Kerckhove 1995). Sprache scheint deshalb nachgeordnet zu sein und erst bildliche Eindrücke zu benötigen, um diese gleichsam zu zähmen, besprechbar und kritikfähig zu machen. Im Verlauf der Technisierung von Sprache entkoppelt sich dieser Prozess von seiner bildlichen Grundlage und wird diese geradezu unsichtbar gemacht. Im Umkehrschluss wirkt Textualität auf die Bilderproduktion ein, weil es zu einer permanenten Synchronisierung von inneren und äußeren Bildern kommen muss, wenn eine rationale Handlungsfähigkeit erreicht werden soll. Die Dualität zwischen Gegenstand und Begriff versteht der Pictural Turn als eine Abstraktion von Bildhaftigkeit in Sprache und konsequenterweise als anschließende Ordnung des Gegenständlichen (Großklaus 2004).

Ein Bilderverbot, wie es in der heutigen Soziologie weitgehend unausgesprochen herrscht, negiert diesen Zusammenhang und hat zur Folge, dass intrinsische Bilder des sprachlichen Diskurses nicht aufgedeckt werden und somit nicht hinterfragbar sind. Dies äußert sich in der Beharrlichkeit, mit der Gegenstände aus der Vergangenheit in der Textualität überwintern und sich von den Irritationen veränderter Gegenständlichkeit nur berühren lassen, wenn sie auch textlich anweisbar sind. Von dieser Warte aus unbeobachtet

verbleibt die neue Allgegenwärtigkeit der Bilder, die durch die Informations- und Kommunikationsrevolutionen der letzten zwei Jahrzehnte etabliert wurde und deren Status im fragilen Gleichgewicht zwischen Imagination und Realität nicht geklärt ist (Burda/Maar 2004). Die Reaktion der Wissenschaftslandschaft ist in dem Sinne kritisch, weil sie die sich anschließenden Forschungsfragen modernistisch durch eine weitere Ausdifferenzierung (Mediensoziologie) zu bearbeiten versucht und somit die Provokation des Iconic oder Pictural Turn ins Leere laufen lassen will.

Für die Stadtforschung bedeutet dies, dass die veränderte Gegenständlichkeit nicht anerkannt wird und sich die historische Bildhaftigkeit von der polarisierten Industriestadt nicht entsprechend korrigiert werden kann. Die Persistenz dieses Bildes ist bis heute geltungsmächtig in der Weise, wie wir Städte wahrnehmen und erforschen. Die Macht der Vorstellung von der in Arm und Reich getrennten Stadt, in der die sozialen Unterschiede mit moralischer Verwerflichkeit einhergehen und diese hervorrufen, ist ungebrochen und steht in einem fraglichen Zusammenhang mit der historischen und (noch mehr) aktuellen urbanen Wirklichkeit.

„A tale of two cities“ ist für diese Imagination wahrscheinlich die beste Nomination. Als Titel ist dieser Romans von Charles Dickens einprägsam und bietet zugleich die Folie für die heutige Debatte über soziale Gerechtigkeit in der Stadt. Diese Liebesgeschichte zwischen düsterem Nebel in London und Pariser Bastille, und auch andere Schriften Dickens' eignen sich allerdings kaum, um sich ein annäherndes Bild von den damaligen Umständen in London zu machen, in Paris ist der Autor nie gewesen (Brenken 1997). Der Romantitel erfüllt also eher ein psychologisches Bedürfnis nach Ordnung, ohne dass damit abgestritten werden soll, dass die industrielle Stadt des 19. Jahrhunderts extreme Ungerechtigkeiten kannte.

Chicago sehen, heute

Wenn nun aber die aktuelle Umbauphase des Chicagoer Zentrums in einen Diskurs der „dual city“ eingebettet wird, dann bedient sich diese Forschung nicht nur unbewusst und vermutlich ungewollt dieser Bildlichkeit, sondern es entstehen daraus ernsthafte Probleme. Gail Satler (2006) hat mit seiner an sich sehr informativen Arbeit zu „Two tales of a city. Rebuilding Chicago's architectural and social landscape, 1986-2005“ dafür Anschauungsmaterial geliefert. Anzuschauen in dem Sinne auch, dass hier ebenfalls die Fotografie einen prominenten Platz einnimmt, ohne dass damit das Vorhaben zu einem Bilderbuch verkommt. Es ist der Versuch, die zwei Schulen von Chicago,

nämlich Soziologie und Architektur, zusammenzuführen, um die heutige Stadt zu sehen und zu verstehen. Ziel ist es, die Central Area als Mikrokosmos zu untersuchen, in dem die lokalen und globalen Themen, auf die die Stadt reagieren muss, aufzuspüren. Ausgegangen wird dabei von einem Top-Down-Ansatz, in dem globale Prozesse die Stadt beeinflussen. Die Grundthese lautet: „As a dual city, a global city, Chicago requires examination so as to expose the complexity of forces contributing to its new morphology.“ Der Fokus wird auf die reflexiven Beziehungen zwischen architektonischen Räumen und sozialen Interaktionen gerichtet, wobei anerkannt wird, dass virtuelle Netzwerke und der Informationsfluss im Cyberspace in die Analyse zu integrieren wären.

Satler (2006) operiert mit dualen Bildern, Zentrum-Peripherie, Raum-Interaktion und Architektur-Soziologie und relativiert wohlthuend seine Forschung als Ausdruck eines subjektiven Ansatzes, in dem er seine eigenen Wahrnehmungen, Gespräche und Beobachtungen als „participant observer“ in den Vordergrund stellt. Dies ermöglicht ihm den Zugang zur Tradition der Chicago School, wobei ihn das berühmte Bild der konzentrischen Kreise leitet. Dieses Bild wiederum hält er nun aber lediglich für Theorie und er versteht die soziologische Tradition als einem Pragmatismus verschrieben, von der sie sich, wie dargestellt, zumindest ansatzweise und programmatisch distanziert hatte:

„Almost a century has passed since Burgess and Park proposed their theory of concentric circles, and Chicago [...] has undergone many changes [...] But the resonance of the first- and second generation architects and sociologists can still be felt and seen in what may be defined as the best of the ‚Chicago way‘: the commitment to addressing difficult architectural and social issues by staying in the problem to find a resolution“.
(12)

Die Umsetzung des Interesses am Alltag, soziologisch und architekturtheoretisch begründet, erfolgt weitgehend anhand von Gebäudebeschreibungen in ihrer Entstehungsgeschichte und die verwendeten Bilder sind fast ausnahmslos illustrativ dazu eingefügt worden. Auf den 56 Fotografien befinden sich nur in einer geringen Anzahl Menschen, wobei diese im Grunde auch nichts zur Sache tun und eher eine Art Füllmasse darstellen. Bis Seite 202 muss man lesen, bis das „Global Era – New Disparities“ angesprochen werden. Es folgt ein kurzes Kapitel „Housing the Poor“ – ohne Bilder. In dieser Hinsicht bleibt die Referenz an die Chicago School dann schließlich schal, der humanistische Impetus reduziert sich auf vage Anspielungen und darf die vorbildliche Erfolgsstory der Zentrumsrevitalisierung nicht stören. Über die

Kontextualität der Stadtentwicklung von Chicago informiert nach wie vor stärker der stadtsoziologische Diskurs, der von einer massiven Deindustrialisierung in den siebziger Jahren und dessen sozialen Konsequenzen berichtet (Abu-Lughod 1999). Die intellektuelle Annäherung an diesen Prozess folgt allerdings einem Wechsel im Image der Stadt, der politisch bewusst betrieben wurde und der Ausdruck eines Wandels der politischen Stadtökonomie ist, in der sich eine neue Dienstleistungselite mit den Bildern einer Erfolgsstory anhand von Vorzeigearchitektur Schlüsselpositionen verschafft hat (Rast 1999).

Eine Stadtforschung, in der gemäß dem Pictural Turn eine Sensibilität für die Persistenz und die intellektuellen Grenzen tradierter Bilder vorhanden wäre, müsste sich von diesen Vorstellungen lösen, die lediglich eine Legitimation für die politische Ökonomie darstellen, und sich auf die Suche nach neuen Materialisierungen des heutigen Chicagos begeben. Vielleicht wird man damit in Chicago, wie dies David Grazian (2003) getan hat, in den Blues Clubs anfangen müssen. Nachgespürt wird dort, wie Authentizität mit den vertonten, vertextlichten und visualisierten, den manifesten und latenten Umbrüchen in einer sich vielfältig segregierenden und kommunizierenden urbanen Gesellschaft verloren geht, neugeschaffen und wieder transformiert wird. Building, breaking, rebuilding. Wenn die Stadt, wie Robert Park es ausdrückte, ein „state of mind“ ist, dann gilt damals wie heute, dass diese Zustände und Veränderungen abgebildet und gleichzeitig mental vorhanden sind.

Von den Ausgangspunkten der Chicago School wäre in dieser Form für eine heutige bildsensible Soziologie der Stadt zu übernehmen, dass sie sich weiterhin dem Anspruch verschreibe, „true to life“ zu sein. Ihr Beharren auf Methodik, Sachlichkeit und der Suche nach Gesetzmäßigkeit sind durch den Pictural Turn nicht ad acta gelegt worden. Im Gegenteil, es könnte insbesondere entlang dieser Chicagoer Grundhaltung eine neue forschungstheoretische Ordosprache entwickelt werden, in der die Offenheit für Methodenvielfalt, eine an den allgemeinen Wissenschaften bezogene Ausrichtung und das Bewusstsein für die öffentliche Rolle der Soziologie als Grundsätze gelten. Die Sensibilität für die Bildlichkeit der Wirklichkeit war im frühen Chicago und andernorts vorhanden und sie ließe sich aus den alten Fotos des *American Journal of Sociology* wieder herauslesen, ohne dass deren Umgangsweisen mit dem Visuellen beispielhaft wären. Gleiches gilt für die spätere Visuelle Soziologie, die in ihrer Forschungsorganisation zumeist in Einzelstudien verhaftet ist und damit die Stadt mit ihren unsichtbaren Fäden nicht sehen kann. Kontextualität herzustellen, zu erklären und sichtbar zu machen, dies ließe sich in dieser Quintessenz als lohnenswerte Zielsetzungen für eine damalige und zukünftige Stadtforschung formulieren.

Literatur

- Abu-Loghod, Janet*, 1999: New York, Chicago, Los Angeles: America's Global Cities. University of Minnesota Press.
- Becker, Howard S.*, 1979: Preface, in: *Wagner, Jon* (Hrsg.): Images of Information. Still Photography in the Social Sciences. Beverly Hills, 7-9.
- Becker, Howard S.*, 1998: Visual Sociology, Documentary Photography and Photojournalism: It's (Almost) All a Matter of Context, in: *Prosser, Jan* (Hrsg.): Image-based Research. A Sourcebook for Qualitative Researchers. London, 84-96.
- Becker, Howard S.*, 1999: The Chicago-School, So-Called, in: *Qualitative Sociology* 22, 3-12.
- Becker, Howard S./Horowitz, Irving Louis*, 1971: The culture of Civility, in: *Becker, Howard S.* (Hrsg.): Culture and Civility in San Francisco. New Brunswick, 4-19.
- Brenken, Anke*, 1997: Wahrnehmung und literarische Verarbeitung der Großstadt London in ausgewählten Romanen von Charles Dickens. Hamburg.
- Burda, Hubert/Maar, Christa* (Hrsg.), 2004: Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder. Köln.
- Crary, Jonathan*, 1996: Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert, Dresden/Basel.
- De Kerckhove, Derrick*, 1995: Schriftgeburten. Vom Alphabet zum Computer. München.
- Fine, Gary A.*, 1995: A second Chicago school? The development of post-war sociology. Chicago.
- Gaston, Lorraine/Galison, Peter*, 2002: Das Bild der Objektivität, in: *Geimer, Peter* (Hrsg.): Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie. Frankfurt am Main, S. 29-99.
- Grazian, David*, 2003: Blue Chicago, The Search for Authenticity in Urban Blues Clubs. Chicago.
- Großklaus, Götz*, 2004: Medien-Bilder. Inszenierungen der Sichtbarkeit. Frankfurt am Main.
- Krauss, Rosalind*, 1998: Das Photographische. Eine Theorie der Abstände, München.
- Lane, James B.*, 1974: Jacob A. Riis and the American City. Port Washington.
- Rass, Joel*, 1999: Remaking Chicago. The Political Origins of Urban Industrial Change. Chicago.
- Roth, Gerhard*, 1998: Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt am Main.

Satler, Gail, 2006: *Two Tales of a City. Rebuilding Chicago's Architectural and Social Landscape 1986-2005*. Chicago.

Thomas, Ann (Hrsg.), 1997: *Beauty of Another Order. Photography in Science*, New Haven/London.